Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die Gefangenen vom Malancourt-Wald.

Die Begegnung der Franzosen und der Russen. — Das Wiedersehen zwischen gefangenen Franzosen.

Am 25. März schreibt der bekannte Kriegskorrespondent W. Scheuermann aus dem Großen Hauptquartier: Bei Dun geht die Straße über die Maas. Behaglich sonnt sich die Oberstadt im Frieden, während die Unterstadt an der Maas fast ganz in Trümmern liegt. An einer Straßenkreuzung bei Brieulles halten wir vor einem stattlichen Klostergebäude aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wir haben hier Station gemacht, weil ein großer Zug gefangener Franzosen, die aus dem eben erstürmten Malancourt-Walde abgegangen sind, gemeldet worden ist. Es kommen aber nur kleinere Trupps von 20 bis 30 Mann vorüber und schließlich stellt sich heraus, daß die große Masse der Gefangenen nebst den auf Wagen transportierten Offizieren einen anderen Weg eingeschlagen hat. Wir müssen zurück nach Dulcon, wenn wir ihnen begegnen wollen. Ich bin sehr neugierig, wie sich die Russen und Franzosen bei dem Wiedersehen im deutschen besetzten Gebiet benehmen werden. Einer der russischen Gefangenen, ein jüdischer Apotheker aus Moskau, spricht ziemlich geläufig deutsch und dient als Dolmetscher. Er weiß bereits von den deutschen Wachtmannschaften, daß wieder einige große französische Gefangenenzüge vorbeikommen werden und hat das seinen Mitgefangenen mitgeteilt. „Das ist uns egal," sagt der gebückte, verdrossene Mensch. „Wir haben seit 18 Monaten hier so viele Franzosen gefangen gesehen. Soll Deutschland alle Franzosen fangen oder totschlagen, dann wird Krieg zu Ende sein, und wir werden gehen, wohin wir wollen." — „Seit 18 Monaten sind Sie schon gefangen?" — „Ja, das war immer schon gleich mein Gedanke, bald gefangen werden, dann bin ich aus Krieg." — „Da sind Sie frühzeitig um das Totgeschossenwerden herumgekommen." Er macht ein pfiffiges und doch schmerzlich verzogenes Gesicht. „Ich mich totschießen lassen? Ja, für wemenem? Wenn dummer Russ' sich totschießen läßt, ich nicht!" „Sind Sie denn nicht Russe?" — „Untertan, russischer, schon. Aber Eltern immer jiddisch-deitsch gesprochen, ich hab nicht wollen in Rußland bleiben. War schon in Deutschland, auch in Amerika. Gerade kurz vor Krieg komme ich zu Besuch nach Moskau, hab's Glück, bricht der Weltkrieg aus, haben sie mich unter die Soldaten gesteckt. Brauche ich Krieg zu machen für Rußland? Ja, wenn schöner zu leben wäre in Rußland! Soll Rußland Krieg machen, soll Frankreich Krieg machen, ich brauche kein Krieg." — Er fand übrigens, daß die Menschen überall gleich, nämlich überall böse seien. Amerika sei auch mies.

Hier hätten sie mehr Bildung als in Rußland, aber böse seien sie auch. Er sei immer unzufrieden, und das schien er für eine berechtigte und anerkennenswerte Charaktereigenschaft zu halten. Das Essen schmecke ihm nicht. Unter seinen Mitgefangenen waren neben den ausgeprägt mongoloiden Typen der Mehrzahl ein paar auffallend große schöngewachsene Männer, die man für Schweden hätte halten können. Ich dachte an die unglücklichen Streiter Karls XII., die Peter der Große in seinem Reiche angesiedelt hat und deren Blut hier vielleicht durchgeschlagen war. Diese nordischen Gestalten stammten aus dem Gouvernement Smolensk. Der Landsturmmann, der die Kolonne führte, stellte seinen Untergebenen kein glänzendes Zeugnis aus. Sie seien alle faul wie die Sünde, die großen rotbäckigen wie die gelben Zwerge, und was arbeiten heiße, wisse man in Rußland anscheinend überhaupt noch nicht.

Unterdessen nahte der Zug der französischen Gefangenen. Man sah die Spitze über einen Hügel herankommen. Sofort stellten die Russen ihre Arbeitsgeräte an die Mauern und nahmen die Gelegenheit war, eine Pause zu machen. Sie starrten gleichgültig auf die vielen Bundesgenossen mit den blauen Stahlhelmen und fast ebenso gleichgültig erblickten die Franzosen die in den Trümmern eines französischen Dorfes arbeitenden Waffenbrüder aus Halbasien. Der eine oder andere sagte höchstens: „Tiens, voilà des Russes!"

An einer Stelle, wo die Straße nach dem Wiesental mit einer sonnigen Rasenhalde abfiel, durften die Franzosen Rast machen. Sie lagerten sich in Gruppen um ein paar von unseren Leuten hübsch hergerichtete französische Soldatengräber. Es war ein malerischer Eindruck, diese etwa tausend gut gekleideten dunkelblauen Gestalten auf der noch winterfahlen, besonnten Grasnarbe. Wasser und Brot wurde verteilt und nach kurzer Ruhe kam schon wieder Bewegung in die Lagernden. Bisher, in der Marschkolonne, hatte jeder nur seine nächsten Nachbarn gesehen. Jetzt konnte man sich frei in dem weiten, von ein paar deutschen Lanzenreitern umstellten Wiesengrunde bewegen und sich nach dem Schicksal von Freunden und Kameraden erkundigen, deren Spur man in der Schlacht verloren hatte.

Rührende Wiedersehen wurden gefeiert. Man schüttelte sich die Hände, umarmte und küßte sich und pries sich glücklich, den anderen lebend und unverwundet anzutreffen. „Weißt du, wo Gaston ist?" — „Nein, er hatte einen Schuß durch den Oberarm, nicht zu schwer." — „Und Armand, der einen Schulterschuß hatte?" — „Der wird schon versorgt sein, die Verwundeten sind alle vor uns abtransportiert worden. Die deutschen Ambulanzen waren sehr artig zu ihnen." So schwirrten Fragen und Antworten durcheinander.

Die Gefangenen waren durchweg sehr niedergedrückt, wenn man auf ihre Erlebnisse zu sprechen kam und erklärten, sie hätten furchtbares durchgemacht und entsetzliche Verluste gehabt. Es möge wohl stimmen, daß die Deutschen, trotzdem sie Angreifer waren, nur wenige Mann verloren hätten, denn sie seien durch das vorhergehende Artilleriefeuer um ihre Nerven gebracht gewesen und meist auch gar nicht mehr rechtzeitig aus ihren zusammengeschossenen Deckungen herausgekommen. — Einige verlegten sich aufs Prophezeien und meinten, es sei ganz unnütz, den Deutschen den Besitz von Verdun streitig zu machen. Einige Tage früher oder später würden die Deutschen doch die Festung zu Falle bringen und inzwischen würden nur Tausende von französischen Soldaten unnütz geopfert. Man habe nicht mehr zu viel Männer und sollte jedem das Leben erhalten, den man noch habe.

Man wird solche Gefangenenaussagen richtig bewerten müssen. Es ist begreiflich, daß viele, die noch bis zum letzten Augenblick ihre Pflicht getan haben, die nun wehrlos in der Hand des Siegers sind, ihre Erbitterung und Verzweiflung nicht bemeistern können. Sie geben die Sache verloren, zu deren Rettung sie selbst nicht mehr beitragen können. Im allgemeinen hat man bei den Gefangenen von Verdun übereinstimmend die Erfahrung gemacht, daß sie alle, wenn sie eintrafen, in die Worte ausbrachen, Verdun sei verloren. Es wirkten da die strengen Befehle nach, die man ihnen vor dem Kampfe verlesen hatte, wonach jeder sich opfern müsse, da es gelte, Verdun unter keinen Umständen in deutsche Hände fallen zu lassen.

Auf fliehende Truppen würde sofort mit Maschinengewehren geschossen, ihre Offiziere würden vor Kriegsgericht gestellt werden. Einige Tage später, wenn die Gefangenen sich von der Erschöpfung erholt haben, sind sie meist viel zuversichtlicher und man hört sie dann sagen: „So leicht ist Verdun nicht zu nehmen! Die Deutschen werden noch tüchtig zu arbeiten haben." Aber eine ungeheure Achtung vor dem deutschen Angriffsgeist behalten sie als bleibende Erfahrung und oft auch hört man aus ihren Worten heraus, daß keiner ihrer noch kämpfenden Kameraden daran zweifele, daß der deutsche Angriffsgeist schließlich Sieger bleiben wird.

Wichtiger vielleicht ist die große, zornige Mißstimmung, die alle französischen Gefangenen aus der Verduner Schlacht gegen die Engländer äußern. Diese hier waren durchweg Südfranzosen, wie schon die Gefangenen aus Vaux, die ich kürzlich gesprochen habe, übrigens wie diese von sehr verschiedenem Alter, Graubärte zwischen Milchgesichtern in derselben Kompagnie. Sie erzählen sehr übereinstimmend, daß man in ihrer südfranzösischen Heimat den Krieg längst herzlich satt habe.

Man wollte Frieden um jeden anständigen Preis, denn Frankreich habe genug gelitten und mehr geopfert, als irgendeiner seiner Alliierten. Aber die Engländer wollten den Krieg bis zum letzten Franzosen fortführen und in Paris tue man ihnen den Willen. Ueberhaupt die Engländer! Und nun sprudelten ihnen die Verwünschungen über die Lippen. Ueberall in den Etappen genössen sie die noble französische Gastfreundschaft, drückten sich vor den Schützengräben, versprächen alles immer für morgen und morgen für die Ewigkeit und behelligten als Dank für die gute Aufnahme die Frauen und Töchter der im Felde stehenden Franzosen mit schamlosen Nachstellungen. Marseille wimmele von Engländern, die sich dort als Herren aufspielten wie in Calais und Boulogne. Jetzt, wo Frankreich sich vor Verdun verblute, rührten die Engländer keinen Finger. So schalten die Südfranzosen und aus ihren dunklen Augen blitzte ehrlicher Haß.

Neulich wurde eine Gruppe Marokkaner gefangen eingeliefert, aus der plötzlich einer einen deutschen Namen rief. Erstaunt sieht sich ein Feldgrauer, der früher lange in Marokko war, um und erkennt seinen ehemaligen Hausknecht in französischer Uniform. Der berichtete ihm: Sein Stamm habe gegen die Franzosen einen Aufstand begonnen, und mit einigen anderen sei er auch gefangengenommen worden. Trotz seines Protestes habe man ihn nach Frankreich gebracht, ihm eine Uniform angezogen und ihn unter die Soldaten gesteckt. Aber bei dem ersten Gefecht habe er sein Gewehr weggeworfen und sei zu den Deutschen übergelaufen. Seine Mitgefangenen bestätigten, daß auf diese Weise eine ganze Anzahl Marokkaner, die eigentlich Kriegsgefangene der Franzosen waren, zum Heeresdienst gepreßt worden seien.

Als ich abends zurückfuhr, überholte mein Wagen einen zweiten Transport von wieder etwa tausend Franzosen. Am Eingange eines Dorfes hatten sich die französischen Einwohner, gemeinsam mit der deutschen Belegschaft versammelt und begrüßten stumm und ohne Kundgebungen den langen Zug der Landsleute, die der Hölle der Schlacht entronnen waren. Gierig brüllten die Batterien vor Verdun hinter den Abziehenden her.

Betrügereien eines belgischen Attachés.

Pariser Blättern zufolge wurde auf Betreiben der belgischen Justizbehörde der frühere Attaché bei der belgischen Gesandtschaft in Berlin van den Bulcke mit seiner Geliebten in Paris wegen umfangreicher Betrügereien und Diebstähle, die sie besonders zum Schaden von Wohltätigkeitsfonds und der belgischen Gesandtschaftskasse in Paris verübt hatten, verhaftet. Van der Bulcke war seit Kriegsbeginn der belgischen Gesandtschaft in Paris zugeteilt.

Erinnerungen an den Großfürsten Nikolajewitsch und an General Rennenkampf.

Der wütende Rennenkampf. — Der sanfte Rennenkampf. — Der Hund des Großfürsten.

Viel Interessantes über die Russenherrschaft in Ostpreußen weiß Dr. Max Bierfreund, der zurzeit als Stabsarzt in der deutschen Armee dient, in seinem soeben erschienenen Buche „Meine Erlebnisse als Gouverneur von Insterburg während des Russeneinfalles" (Würzburg, 1916, Verlag von Kurt Kabitzsch, königlicher Universitätsbuchhändler) zu erzählen. Der wackere Arzt, der jetzt in diesem mit zahlreichen Abbildungen versehenen Bändchen sozusagen einen Rechenschaftsbericht mit aktenmäßigen Beilagen gibt, war, als die deutschen Truppen Insterburg räumen mußten, von den Russen zum Gouverneur bestellt worden. Die Bestallung erfolgte durch General v. Rennenkampf. Den sollte nun denn auch der neue Gouverneur während seiner dreiwöchigen Amtstätigkeit genügend kennen lernen. Während dieser Zeit ereignete sich nämlich in Insterburg eine Explosionskatastrophe; im Wasserwerk der Stadt war ein Motor schadhaft geworden. Es war niemand Sachverständiger da, trotzdem versteifte sich das russische Kommando auf die Behebung des Schadens, und so mußte denn mit Hilfe verschiedener Maschinisten, die aber ihrer Sache nicht ganz sicher waren, begonnen werden, den Dieselmotor — um einen solchen handelte es sich — mit Hilfe von Preßluft, Kohlensäure- und Sauerstoffflaschen in Betrieb zu setzen. Besonders war es ein brutaler russischer Kapitän Sergejew, der darauf bestand, trotzdem ihm der anwesende Gouverneur Dr. Bierfreund und die Maschinisten die Schwierigkeit vorstellten. Plötzlich erfolgte, offenbar dadurch, daß infolge eines elektrischen Funkens die Gasgemische in Entzündung gerieten, eine furchtbare Explosion, die die unglücklichen Arbeiter tötete, den russischen Offizier schwer verletzte und welcher nur Dr. Bierfreund wie durch ein Wunder mit dem Leben entrann. Dieser wurde nun mittels Autos zu Rennenkampf gebracht, denn die Russen waren der Ueberzeugung, die Explosion sei von den Deutschen mit Absicht herbeigeführt worden. Bisher war Dr. Bierfreund als einzige Geisel der Stadt Insterburg den Russen für alle Geschehnisse haftbar. Als er bei Rennenkampf eintraf, schäumte dieser vor Wut. Er begrüßte, so erzählt der Gouverneur, mich mit den Worten: „Die verfluchten Deutschen haben überall ihre Werke und Eisenbahnen absichtlich zerstört, damit wir sie nicht benutzen können; auch hier haben sie absichtlich Dynamit an die Maschine gelegt und die Maschine in die Luft gesprengt. Sie haben sofort weitere achtzehn Bürgen zu stellen und Sie werden mit den Bürgen in einer Stunde totgeschossen." Sobald ich nur den Mund öffnete, um ihm eine Aufklärung des Sachverhalts zu geben, brüllte er mich an: „Schweigen Sie oder ich lasse Sie sofort erschießen, ich lasse die ganze Bürgerschaft erschießen, die Stadt einäschern und werden ganz Deutschland zertrümmern." Ich benutzte eine Pause dieses interessanten „Zwiegespräches" dazu, an meinen Mitarbeiter, Justizrat Forche, den Befehl Rennenkampfs schriftlich zu übermitteln, die Zahl der Bürgen sofort auf achtzehn zu erhöhen. Bald darauf wurde der schwerverletzte Rittmeister vor dem Hotel Dessauer Hof vorgefahren. Ich erhielt von Rennenkampf den Befehl, den Rittmeister gesund zu machen. Ich erklärte ihm, daß der Mann so schwere Verletzungen habe, daß er schwerlich mit dem Leben davonkommen werde, worauf er mir drohte: „Stirbt der Mann, dann lasse ich Sie und alle Bewohner totschießen." Da Rennenkampf sich gegen die Unterbringung des Rittmeisters ins Krankenhaus sträubte, mußte ich ihm sehr energisch erklären, daß ich eine Behandlung des Rittmeisters hier im Hotel bei der Schwere der Verletzungen unter allen Umständen ablehnen müsse und daß auch die Bedrohung mit dem Tode mich nicht dazu bewegen könne, die Behandlung an einem anderen Orte als im Krankenhause vorzunehmen. Ich schlug ihm das hiesige Kreiskrankenhaus vor und erbot mich, den leitenden Arzt des Krankenhauses herbeizuholen, der meine Ansicht daß die Behandlung nur im Krankenhause durchgeführt werden könne, bestätigen werde. Dies wurde genehmigt, und als auch der von mir im Auto herbeigeholte Kollege Arlart meiner Ansicht beitrat wurde der Rittmeister nach dem Krankenhause gebracht. Rennenkampf entließ mich mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, den Rittmeister gesund zu machen; wird er gesund, soll alles gut sein, stirbt er, so werden Sie und alle Insterburger erschossen." Mit Kollegen Arlart und einem russischen Militärkollegen Dr. Lesser habe ich dann die Wunden des Rittmeisters verbunden. Es handelte sich um sehr ausgedehnte Rißwunden an beiden Oberschenkeln. Glücklicherweise waren die Hauptschlagadern der Oberschenkel nicht verletzt, und der Kranke hat sich so überraschend schnell von seinen schweren Verletzungen erholt, daß er bei der Flucht der Russen am 11. September aus dem Krankenhause mitgenommen werden konnte. Ob er mit dem Leben davongekommen ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Gelegentlich einer zweiten Unterredung mit Rennenkampf, bei welcher ich über den Zustand des Rittmeisters berichtete und andeutete, daß sein Leben sehr gefährdet sei, blieb dieser bei seiner Ansicht, daß die Explosion von mir absichtlich herbeigeführt sei und drohte, mich zu erschießen, wenn der Rittmeister sterben sollte. Etwa um 3 Uhr nachmittags wurde ich nochmals zu Rennenkampf geholt. Diesmal erschien der oben erwähnte Militärkollege Dr. Lesser in meinem Dienstzimmer und teilte mir vertraulich mit, daß jetzt alles aufgeklärt sei und es sich herausgestellt habe, daß es sich bei der Explosion um einen Unglücksfall gehandelt habe. Exzellenz von Rennenkampf wolle mir dieses selbst mitteilen. Als ich mich ins Auto setzte, sagte der neben mir sitzende russische Offizier zu mir: „Sagen Sie, mein Herr, mir können Sie es ja im Vertrauen mitteilen, haben Sie nicht doch unterirdische Drähte gehabt, mit welchen Sie die Maschine in die Luft gesprengt haben?" Ich erwiderte ihm lachend, daß ich doch töricht sein müßte, wenn ich, um einen russischen Rittmeister ums Leben zu bringen, mich selbst mit sieben Mitbürgern in die Luft sprengen würde. Rennenkampf war diesmal zwar sehr ernst, aber ruhig und gelassen, er erklärte mir, daß sich die Sache aufgeklärt habe, daß es sich um einen Unglücksfall gehandelt habe und daß alles gut sein solle, wenn der Rittmeister am Leben bleibe.

Rennenkampf konnte überhaupt auch liebenswürdig sein. So berichtet Dr. Bierfreund an anderer Stelle über ihn: „General v. Rennenkampf, welcher ebenso wie sehr zahlreiche Offiziere fließend Deutsch sprach, äußerte bei seinem ersten Zusammentreffen mir gegenüber seine unverhohlene Bewunderung über die schöne Provinz Ostpreußen und die schmucke Stadt Insterburg. Er hoffe, in längstens vierzehn Tagen in Berlin einzurücken, und meinte, gewissermaßen zum Trost für mich, daß die Russen sich ja schließlich bei Friedensschluß nicht gerade Ostpreußen, sondern auch ein anderes deutsches Land als Eigentum überweisen lassen könnten. Am 25. August wurde ich etwa um 2 Uhr nachmittags wieder zu Rennenkampf befohlen. Ich traf ihn gerade mit seinem ganzen Offizierskorps beim Mittagessen an und entschuldigte mich, daß ich ihn beim Mittagessen stören müsse. Er forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen, da er mir folgende Mitteilung zu machen habe: „In einem der ersten Gefechte in Rußland ist ein deutscher Offizier, Rittmeister X vom 12 Ulanenregiment (tatsächlich gehörte er dem hiesigen 9. Jägerregiment zu Pferde an), gefallen. Wir haben den Kameraden mit militärischen Ehren bestattet und seine Brieftasche und sein Geld an uns genommen und mitgebracht. Ich bitte Sie, die Andenken der Witwe des Offiziers aushändigen zu wollen und die Witwe schonend darauf vorzubereiten, daß die Sachen mit Blut befleckt sind, da der Rittmeister infolge eines Brustschusses gestorben ist." Ich erklärte, daß ich als Arzt den Schmerz der Witwe zu schonen wissen werde und bat ihn, mir den Ort, wo der Verstorbene bestattet sei, aufzuschreiben. Er schrieb mir den Ort Kalbaria auf und händigte mir die in einen Leinenbeutel eingesiegelten Andenken des Verstorbenen ein. Da die Witwe Insterburg verlassen hatte, konnte ich die Andenken erst nach unserer Befreiung einem mir persönlich bekannten Reserveoffizier zur Weiterbeförderung übergeben, als mich dieser auf der Durchreise nach Königsberg besuchte.

Eine sehr hübsche photographische Aufnahme, die dem Buche beigegeben ist, zeigt General Rennenkampf mit seinem Stabe beim Diner im Dessauer Hof, den er in Insterburg bewohnte. Die Züge des russischen Feldherrn sind wenig sympathisch und lassen auf eine gewalttätige und epikuräische Natur schließen. Als einen überaus sympathischen, liebenswürdigen und verständigen Herrn schildert dagegen Dr. Bierfreund in dem ersten Adjutanten Rennenkampfs Oberst Wladimir v. Gerbel. Ein Anliegen dieses Offiziers bildet übrigens eine merkwürdige Reminiszenz an den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, der auch in Insterburg Quartier genommen hatte. Am 31. August, erzählt Doktor Bierfreund, teilte mir Herr v. Gerbel vertraulich mit, daß der Höchstkommandierende Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch den Wunsch habe, als persönliches Andenken an Insterburg einen Hund geschenkt zu erhalten. Leider hatte ich bis dahin von einer Anzahl Leute die Hunde, welche von ihren Besitzern in zahlreichen Fällen bei der Flucht in den Wohnungen eingeschlossen zurückgelassen waren oder sich hungernd auf den Straßen herumtrieben, einfangen und töten lassen. Ich bat deshalb in einer Bekanntmachung alle Bürger Insterburgs, mir sobald als möglich alle im persönlichen Besitz befindlichen und auch alle herrenlose Hunde nach dem Rathause schicken zu wollen, da ich den Wunsch habe, einen davon oder zwei einem Liebhaber als Geschenk zu machen. Es ist möglich, daß die Hundebesitzer darin Frist von mir vermutet haben, auf diese Weise auch die letzten noch vorhandenen Hunde zu beseitigen, da ich bis zum Abend nur drei Hunde erhielt, von welchen sich der Großfürst einen auswählte. Ich versprach ihm jedoch, die Sammlung noch fortzusetzen, schließlich fiel seine Wahl am nächsten Tage auf eine große deutsche Dogge, die er dann auch bei der Flucht aus Insterburg mitgenommen hat.

Das Buch des wackeren Gouverneurs, dessen Mannhaftigkeit und Klugheit Insterburg vor den Greueln gerettet hat, denen so viele andere ostpreußische Orte zum Opfer fielen, enthält nicht nur zahlreiche interessante Episoden, es ist auch als ein wahres Quellenwerk für die Zeit des Russeneinfalles in Ostpreußen zu bezeichnen, dazu stempeln es die beigefügten authentischen Dokumente und Aktenstücke.

X. S.

Süd-Amerika gegen Wilson.

Das mexikanische Abenteuer.

Das Vorgehen der Vereinigten Staaten mit größtem Mißtrauen verfolgt.

Die „Deutsche Zeitung für Chile" schreibt: Aus Buenos Aires werden Pressestimmen der angesehenen Zeitungen „Razon" und „Diario" laut, die die Aktion Nordamerikas in Mexikos mit größtem Mißtrauen beurteilen. All die schönen Hoffnungen, die der Erfolg der Konferenz von Niagara Falls geweckt habe, seien zerstört. Nordamerika übe militärische Gewalt in einem anderen amerikanischen Staat, ohne auch nur vorher sich mit dem A. B. C. verständigt und seine Freundschaftsversicherungen verwirklicht zu haben. Es spricht geradezu Schreck und Hoffnungslosigkeit aus den argentinischen Pressestimmen über Nordamerikas zukünftige Politik, die, wie das eine Blatt sich ausdrückt, nur von dem Streben nach der Verbindung mit dem Panamakanal geleitet sei.

Nach allem kann man nur sagen, daß Wilson sich in seiner gesamten auswärtigen Politik sehr wenig weitsichtig erwiesen hat. Die ununterbrochene nordamerikanische Einmischung in die mexikanischen Angelegenheiten, die durch alle schönen Friedens- und Rechtsphrasen nicht verschleiert werden konnte, rächt sich. Ferner verrät sich bei jedem ernsteren Anlaß die Selbstsucht Nordamerikas in seiner angeblichen Freundschaftspolitik mit den lateinamerikanischen Republiken. Phrasen, Festreden und Besuche vertuschen das nicht und die Unehrlichkeit rächt sich, indem sie tiefes Mißtrauen in den kleineren südamerikanischen Republiken hervorruft. Wenn Herr Wilson so weiter arbeitet wie bisher, werden die europäischen Großmächte den Verlust der südamerikanischen Sympathien und Märkte an Nordamerika nicht zu befürchten brauchen.

Das deutsche Volk hat für Villa und die anderen mexikanischen Bandenführer, wie für alle böswilligen Störer der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung nicht die geringste Achtung oder Neigung. Aber schließlich muß man den Mexikanern zugestehen, daß ihnen nichts übrig bleibt als sich gegen die durch Nordamerika betriebene Korruption des gesamten Staats- und Volkslebens und gegen die planmäßigen Angriffe auf ihre Unabhängigkeit verachtungsvoll mit allen Mitteln zu verteidigen. Herr Wilson soll die schönen Grundsätze, die er predigt, nur wahr machen und selbst befolgen, dann wird er nicht nur die Last der mexikanischen Frage, sondern auch die bittere Abneigung der Deutschen loswerden können!

Sollte Nordamerika in einen gründlichen Krieg mit Mexiko verwickelt werden, so wird es seine Kräfte dorthin konzentrieren müssen, denn die Japaner stehen mit wachenden Augen dabei. Vielleicht wird sich die Regierung in Washington dann darauf besinnen, daß die falsche Neutralität gegen Deutschland und die tatkräftige Unterstützung Englands in diesem Kriege Herrn Wilsons größte Dummheit gewesen ist.

Kronprinz als Schriftsteller.

Bernhard Kellermann, der als Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts" an der Westfront weilte, hat ein Kriegsbuch über die Kämpfe im Argonnenwald erscheinen lassen. Der Ertrag des Buches ist für die Hinterbliebenen der Soldaten der Kronprinzenarmee bestimmt. Der Kronprinz hat zu dem Buch eine Vorrede geschrieben.

* * *

Ein Rettungsdampfer.

Das holländische Marinedepartement teilt mit: Der Dampfer „Atlas", der von der Regierung als Rettungsschiff in der Nordsee ausgerüstet worden ist, ist am 27. März zum ersten Male ausgefahren. Das Schiff ist mit drahtloser Telegraphie und allen notwendigen Behelfen zur Hilfeleitung an Schiffen in Seenot und Schiffbruch ausgestattet. Es führt außer der niederländischen Flagge als Kennzeichen seiner besonderen Bestimmung eine Orange-Flagge mit einem grünen Kreuz am Vortopp, während an beiden Seitenwänden in weißen Lettern die Aufschrift Rettungsschiff „Atlas" angebracht ist. Die Aufschrift wird nachts beleuchtet. Das Schiff wird sich in der Nähe des Noordhinder-Leuchtschiffes aufhalten; an Bord befindet sich ein Seeoffizier, der mit der Leitung des Rettungswerkes betraut ist.

* * *

Kriegsverdienst für Frauen.

Die in den Kreisen Hagenau und Weißenburg zahlreich vertretenen Zigarrenfabriken haben in letzter Zeit einen regen Geschäftsbetrieb gehabt. Diese Fabriken bilden die Haupterwerbsquelle der weiblichen Bevölkerung, und manche Familien decken mit dem Verdienst aus der Zigarrenfabrik den ausfallenden Lohn des im Felde stehenden Ernährers. Die Frauen, welche von ihrem Haushalte nicht abkommen können, erhalten Heimarbeit von den Fabriken. Eine geübte Zigarrenarbeiterin verdient in der Woche 20 Mark und mehr. Es ist hierdurch mancher Not in ärmeren Familien gesteuert.

Auf der Wache.

Von **Hermann Born** (München).

Ein Landsturmmann ging am Bahndamm auf und ab, wie es der Wachtdienst verlangte.

Aus der schwarzen Nacht hatte sich der Frühlingswind erhoben, wehte mit vollen Backen warm aus dem Dunkel und trieb ihm zuweilen das Feuer unter der schützenden Hand aus der Pfeife. In roten Funken rollte es dann zwischen den Gleisen dahin, bis es verlosch.

Als er die Pfeife an einer Schiene ausgeklopft hatte und in die Tasche steckte, fühlte er den letzten Brief seiner Frau in der Hand und etwas Weiches darin. Das war ein Kränzchen allerersten Gänseblümchen, das seine kleine Tochter gemacht und beigelegt hatte.

Eine Weile dachte er an die zu Hause, da regte es sich auf einmal im tiefsten Dunkel seines Innern, quoll zu einem unerklärlichen Gefühl zusammen, und er sah ganz deutlich einen kleinen Kranz von Gänseblumen. Die kleinen, blaßgrünen Stengel waren zu einem runden, ungeschickten Bündelchen gebunden, und die weißen Federblättchen mit dem roten Schimmer darüber um die gelben Sterne hingen matt allerorts hernieder. Und hin- und hergehend sah er immer deutlicher.

Da war ein rothaariges Mädchen von zwölf Jahren, das hatte den Kranz in ihren Haaren und sie saß und probierte an einem andern erwartungsvoll gebeugten Köpfchen gerade so ein Blumengewinde. Und entlang dem Holzstoß saßen noch mehr Kinder, alle solche kleine Kränzchen im Haar, und ungeschickte Buben in den ersten Hosen brachten die Schürzen und Kinderschuhbarren voll Gänseblumen. Und weiße Tücher und Schleier lagen umher, denn die Mädchen hatten beschlossen, es sollte ein Hochzeitsfest gespielt werden.

Wie die Riesenlehne einer Bank ragte der hohe Holzstoß von Eichenbrettern, und die Kinder saßen zu seinen Füßen auf Dielen, die von einem früheren noch übrig waren.

Man war auf einer kleinen Anhöhe, unter ihr floß ein kleiner Bach, und die Kinder sahen gerade in die untergehende Sonne.

Sie hatten den ganzen Nachmittag gespielt, sahen nun ihr Werk der Vollendung zugehen, und blühten im reichen Schein des Feierabends auf wie Blumen. Die weiche Frühlingsluft gab ihnen ihren Eifer, ihre Zärtlichkeit, die Ausstrahlungen ihres jungen, glücklichen Lebens wieder zurück, und sie sangen bei der Arbeit.

Und da war ein Bub, der hoch oben auf dem schwankenden Gestell des Holzstoßes schaukelte, wie sie alle oft mit Lust zu tun pflegten, und das war er selber, der Landsturmmann, der hier den Eisenbahndamm bewachte.

Das schöne, rothaarige Mädchen stand gerade auf und ordnete den Hochzeitszug, und er selber fühlte sich in eine unnennbare Lust eingebettet, wie er gerade über sie wegsah und heftiger und heftiger auf diesem schaukelnden Schiff dahinzufahren schien in ein unbekanntes Land. Und auf einmal wich der Boden unter seinen Füßen, es gab ein schreckliches Gepolter, er machte einen gewaltigen Satz und stand nun erschrocken und zitternd neben dem roten Mädchen, und alles stand wie verzaubert, während nebenan aus der Schreinerei die Gesellen in den blauen Schürzen kamen und ein paar Frauen in flatternden Röcken.

Und da war auf einmal eine fürchterliche tiefe und schwere Stimme, die rief: „He — wer hat das getan —!" und ihm war, als sähe alles auf ihn und die Stimme schmetterte ihn zu Boden, und alles Leben und alle Freude waren dahin.

Aber da war das große, tote Mädchen neben ihm, die rief: „Keiner hat etwas getan — niemand weiß, wie es gekommen ist". Da war ihm, als sei er erlöst, und etwas Furchtbares ginge an ihm vorüber, sein Blut begann wieder zu fließen, und seine Sinne sich neugierig aufzutun.

Mit den andern voll grausigen, neugierigen Schreckens konnte er sehen, wie die Schreinergesellen Brett um Brett die schweren Eichenbohlen wegnahmen. Zuerst kam ein kleines, winziges Bübchen zum Vorschein barfuß, mit eingedrückter Brust und hängenden Gliedern.

„Das ist gewiß, mit dem ist nichts mehr anzufangen", sagte ein Arbeiter, „da kenn' ich mich aus in so was."

Ein Mädchen und ein Bub ohnmächtig und bleich wurden weggetragen zu ihren Eltern, aber der kleine, tote Bub war wenig bekannt, und keiner wußte anfangs, wo seine Eltern wohnten.

Zuletzt fiel's der Roten doch ein.

Da schlug einer von den Schreinern den schmächtigen Körper in ein Tuch ein, und sie gingen durch die Gassen und trugen wie ein Paket die kleine Leiche zwischen sich.

Es wurde dunkel und sie kamen ganz an's Stadtende, wo zwischen Schutt und Ziegelhaufen, Hollunderbäumen und verfallenen Gartenzäunen ganz kleine Häuschen waren.

Da, in einer solchen Hütte, wohnten die Eltern des toten Kindes.

Das kleine, rote Mädchen klopfte herzhaft an.

Die Tür gab gleich nach, und sie sahen ein rotes Herdfeuer. Davor stand eine Frau und machte einen Pfannkuchen. Der duftete herrlich, und auf der Bank neben der Frau saß im Dunkel ein Mann, dessen Pfeife dazwischen rauchte.

„Nichts für ungut", sagte der Schreiner und trat ein. „Mit Eurem Kinde ist etwas passiert."

„So, was denn, mit welchem? Ich hab' ihrer genug."

„Mit dem Fritzlein", sagte die Rote.

Der Mann legte das Paket auf den Tisch, nahm das Tuch ab, und erzählte dazwischen die Geschichte von dem Holzstoß.

„Ist er tot?" sagte die Frau und wendete ihren Pfannkuchen um.

„Da", sagte der Mann zornig, „da könnt Ihr als Mutter selber nachsehen."

„So!" rief die Frau, „und wer kommt mir denn für den Schaden auf. Zehntausend Mark kostet's, wenn so ein Kind durch Schuld verunglückt."

Der Schreinergeselle, der wußte, daß seines Meisters Geschäft immer zwischen Leben und Sterben schwebte, sagte ernst: „Wenn Ihr ein anständiges Frauenzimmer wärt, würdet Ihr nicht zuerst nach so etwas fragen, und nicht gleich denken, einen rechten Mann in's Unglück zu bringen."

Die kleine Rote nickte mit dem Kopf und drehte um, sie hörten gleich darauf hinter sich die zornig tobende Stimme des Weibes schimpfen und schauderten zusammen.

Aber wirklich kam's zu einem Prozeß später. Keines der Kinder wußte mehr, wie alles zugegangen war, das Gericht erklärte, der Meister hätte seine Holzstöße besser setzen und die Kinder davon fernhalten müssen, und so kam er wirklich mit zahlen und zahlen in Konkurs.

Aber das war für den Landsturmmann keine Erinnerung, das war so, wie's die Leute erzählten. Er erinnerte sich nur, wie er sich an jenem Abend heimlich in sein Bett schlich, ohne jemand ein Wort zu sagen; und einen Augenblick ein Angstgefühl hatte, das alle Empfindung zurückdrängte und eine bedrohliche Leere in ihm schaffte. Und wie er die Augen schloß, um nur gleich einzuschlafen.

Nicht lange darauf war es, da ging er mit dem roten Mädchen in's Krankenhaus zum Besuch der beiden andern, die es noch getroffen hatte.

Was war das für ein Weg! Sie gingen trautig und stolz und neugierig zu den großen Türen, an denen man läuten mußte, bis eine schwarze Schwester mit einer weißen Haube herauskam.

Dann schritten sie durch einen langen Gang und standen endlich verlegen in einem großen Saal, wo die beiden Verwundeten mit eingebundenen Gliedern in weißen Betten lagen.

Die eine Schwester mit dem merkwürdigen Blau im Gesicht und den weißen Händen sagte beim Abschied noch zu dem roten Mädchen: „Das kommt davon, wenn man Hochzeit spielt. Das darf man nie, das giebt immer ein Unglück. Tut's nur nicht mehr."

Darüber liefen die beiden erschrocken davon.

Draußen nahm plötzlich das Mädchen seinen Arm, und sie gingen in einem wunderschönen Gefühl eine breite Allee entlang, in der die Kastanien blühten.

Das Mädchen war ihm ganz aus dem Gesicht gekommen im Lauf der Jahre, aber jetzt mußte er denken, wie sie ihn gerettet und beglückt hatte. Er versenkte sich immer darein und gedachte, wie Schönes und Reiches er doch erlebt hatte. Und die Jugendgespielin stand in seiner Erinnerung da als die Gute und Glück spendende und wußte nichts davon.

Er sann, bis keuchend ein Lastzug angeschnaubt kam, und seine leuchtenden Lichter vor sich herschob, um seine Munition sicher nach den Kampflinien zu schleppen.

Ob sein eigen Kind auch schon Glück um sich zu verbreiten vermochte, dachte er weiter, und wie schön es war, daß sie ihm ein Gänseblumenkränzchen in aller Ruhe hatte pflücken können.

Zus